

Weg und Wandlung Alfred Döblins

Von HERBERT GORSKI S.J.

Die große Überraschung

Wir waren nach dem deutschen Zusammenbruch von 1945 gespannt, wie die Wiederbegegnung mit der deutschen Emigration, die nach 1933 Deutschland verlassen hatte und von der wir so viele Jahre fast vollständig abgeschlossen waren, sich gestalten würde. Kein Zweifel, man mußte auf beides gefaßt sein: auf Enttäuschungen und Überraschungen. Die Enttäuschungen blieben dann auch nicht aus. Es kam manche harte und restlose Verurteilung und bittere Ablehnung Deutschlands. Haßgesänge und Verdammungsurteile drangen aus der Emigration immer wieder zu uns herüber von ehemals deutschen Schriftstellern. Der im Hin und Wider in der Öffentlichkeit breitgetretene „Fall Thomas Mann“ steht im Grunde genommen nur als ein Beispiel für andere da. Ein großes Mißtrauen und eine gewisse Verständnislosigkeit waren noch das wenigste. Die konnte man noch verstehen. Viel schlimmer war eine bewußt hervorgekehrte Unversöhnlichkeit, eine „zornige Verletztheit“, wie Alfred Döblin einmal im Gespräch von der Haltung Emil Ludwigs sagte. Mit solchen Enttäuschungen versöhnte die freiwillige Rückkehr anderer Dichter in das zerschlagene und zerstörte Deutschland.

Zu den großen Überraschungen aber gehört für uns die Heimkehr des Dichters Alfred Döblin. Nicht, daß Döblin als einer der ersten nach Deutschland zurückkehrte, ist das Überraschende dabei, sondern daß er als ein Anderer, als ein Gewandelter zurückkam. Diese Heimkehr ist nun allerdings etwas anders ausgefallen, als es sich seine ehemaligen Anhänger und Freunde gedacht haben, die seine Wandlung heute als einen Verrat ansehen. Denn es ist eine „Heimkehr“ im viel tieferen, ja im eigentlichen Sinn geworden, jener geheimnisvollen und göttlichen Paradoxie entsprechend: „Wer die Heimat verliert, der wird sie finden!“ Der Dichter Alfred Döblin verließ seine irdische Heimat und fand die ewige! Er ist heimgekehrt in die katholische Kirche.

Das war gerade für ihn als „Großinquisitor des Atheismus“ (er gebraucht einmal selbst diesen Ausdruck!) und als Juden kein leichter Entschluß und kein einfacher Weg. Zwei andere, in gleicher Richtung gehende Entwicklungen aus unserer Zeit machen uns die ganze Schwere dieser Entscheidung klar: Henri Bergson und Franz Werfel. Von dem während dieses Krieges verstorbenen bekannten Begründer der französischen Lebensphilosophie Henri Bergson hörten wir, daß auch er als Jude und als Philosoph einen Weg der inneren Wandlung gegangen ist, der bis zur Überzeugung von der objektiven Wahrheit der katholischen Kirche führte. Aber der folgerichtig zu erwartende letzte Schritt des öffentlichen Bekenntnisses zur Kirche Christi erfolgte nicht. Bergson glaubte, er dürfe gerade in der Zeit der Not und der Verfolgung das jüdische Volk nicht verlassen.

Ein ähnlicher Heimweg zur katholischen Kirche bahnte sich bei dem am 26. August 1945 in der Emigration gestorbenen Dichter Franz Werfel an. Ein ergreifendes Zeugnis davon ist sein als Kunstwerk und als menschliches und religiöses Dokument gleich bewundernswerter Lourdes-Roman „Das Lied von Bernadette“ (erschieden bei Bermann-Fischer, Stockholm. Der danach gedrehte Film hatte in Amerika und Europa einen ungewöhnlichen Erfolg und wird ihn ohne Zweifel in Deutschland ebenso haben). Dieser Roman ist nicht zuletzt auch ein persönliches Bekenntnis des religiösen Menschen Franz Werfel, der sich in der Gestalt des Dichters Hyacinthe de Lafite selbst zeichnete. Ein Jude als lobpreisender Verkünder einer katholischen Heiligen?! Das ist allerdings ein überraschendes Ereignis. Aber wir erinnern uns dabei, daß der Dichter bereits 1932 in seinem Vortrag „Können wir ohne Gottesglauben leben?“ bekannte: „Diese Welt, die sich zivilisiert nennt, kann seelisch nur geheilt werden, wenn sie den Weg zu einem echten Christentum wiederfindet... Es ist hoch an der Zeit, daß der geistig wache Mensch erkenne: Ich darf mich der letzten Frage nicht entziehen, ohne auf Erden ein feiger Schwächling zu bleiben, der keinen festen Stand hat.“ Der Dichter, dem es sein Leben lang, wie er selbst im Vorwort zum Lourdes-Roman bekannt, darum ging, „immer und überall durch seine Schriften zu verherrlichen das göttliche Geheimnis und die menschliche Heiligkeit“, hat für sich selbst doch die letzten Folgerungen nicht gezogen. Obwohl er in seinem Roman sagt, daß man sich „für oder gegen die Dame von Massabielle entscheiden müsse“ und daß es unmöglich sei, nicht selbst Stellung zu nehmen, schreckt er doch vor der Entscheidung zurück. Der Dichter versuchte in einem Abschnitt seiner Essays („Zwischen oben und unten“, Bermann-Fischer, 1946) über „Christus und Israel“ seine Haltung zu erklären. Er fürchtet, daß man es ihm als „Opportunismus“ auslegen werde, wenn er die Taufe annähme und aus dem jüdischen Volke desertiere. Ohne hier auf diese Frage einzugehen, haben wir doch damit die besondere Situation herauszustellen versucht, die auch für den Juden Alfred Döblin galt.

Alfred Döblin hatte den Mut, den Weg folgerichtig zu Ende zu gehen. Er fürchtete keine Folgerungen, die er sehr wohl überdenken mußte. Sein Werk „Der unsterbliche Mensch“, auf das wir noch näher werden eingehen müssen, gibt klares Zeugnis vom inneren Ringen um die Entscheidung. Er wußte, daß viele, die einst mit ihm zusammengegangen waren, diesen Schritt weder verstehen noch billigen würden. Dennoch blieb er nicht auf halbem Wege stehen und wich der von der Wahrheit geforderten männlichen Entscheidung nicht aus. Er war nie der Mann feiger Kompromisse. Allen aber, die Döblins Lebensweg und seine Werke einigermaßen kannten, mußte klar sein, daß dieser Schritt niemals eine Flucht ins Magische und ins absolute Dunkel sein konnte. Dafür besaß der Dichter von jeher zu viel realen Blick und Nüchternheit.

Im „Unsterblichen Menschen“ (S. 200 ff.) hat Döblin die Lage des jüdischen Volkes in der Heilsgeschichte der Menschheit umrissen und ihre Ausweg-

losigkeit dargetan. Er spricht da von einer „Sackgasse des auserwählten Volkes“ und stellt das Versagen gegenüber Gott und dem verheißenen Heil fest. Das ist gleichzeitig eine Erklärung für die eigene Hinwendung des Dichters zu Christus als dem Erlöser. Denn hier liegt die letzte Erklärung seiner Konversion zur katholischen Kirche: Christus war ihm aufgegangen in seiner Bedeutung als Heiland und Retter der Menschheit. Der Weg bis dahin war weit. Wir wollen versuchen, die Stationen dieser Heimkehr hier aufzuzeichnen.

Der Aktivist

Alfred Döblin stammt aus Stettin und wurde dort am 10. 8. 1878 geboren. Aufgewachsen ist er aber in Berlin. Hier besuchte er Volksschule, Gymnasium und Universität; hier lebte er seit 1911 als Nervenarzt und Schriftsteller. Die Anfänge des Schriftstellers Döblin liegen in seiner Mitarbeit an der kämpferisch-expressionistischen Zeitschrift „Sturm“, in deren zweitem Jahrgang zunächst einige kleinere Erzählungen von ihm erschienen, die dann als Buch mit dem Titel „Die Ermordung einer Butterblume u. a. Erzählungen“ 1913 herauskamen. Äußerst groteske und phantastische, Traum und Wirklichkeit stark durcheinanderwirbelnde Dinge sind darin erzählt. Im „Sturm“ erschien dann auch der 1919 als Buch veröffentlichte Roman „Der schwarze Vorhang“, der eine unheimliche Fülle von drängenden Bildern scheinbar wild aneinanderreicht und stark psychoanalytisch ist. Er enthält aber sprachlich schon viele Elemente des späteren Döblin. Es ist darin die „zufällige“, schicksalhafte und unrettbare triebhafte Verkettung zweier Menschen gestaltet. Rückschauend läßt sich heute erkennen, daß Döblin bereits „expressionistisch“ schrieb zu einer Zeit, als man dieses Wort noch kaum kannte.

Der eigentliche Durchbruch in die breite Öffentlichkeit unserer deutschen Literatur gelang Döblin mit seinem 1912 geschriebenen und 1916 veröffentlichten (1947 bei P. Keppler, Baden-Baden in Neuauflage herausgekommenen) chinesischen Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun“. Er bewies damit ebenso seine starke epische Kraft wie seine erstaunliche psychologische Einfühlung in eine fremde Welt, die er nie persönlich gesehen hatte. Wieder ist die Fülle der Bilder überraschend. Die spätere Vorliebe des Expressionismus für das Exotische ist hier gleichsam vorweggenommen. Diese chinesischen Menschen sind lebendige Wirklichkeit. Die Sprache, die Bild an Bild reiht, ist einfach und phrasenlos. Sie stellt etwas wirklich Neues in der Literatur der damaligen Zeit dar. Der Fischersohn Wang-lun wird vom Führer einer Räuberbande zum Propheten einer neuen Sekte und zum Verkünder der Lehre der Wahrhaft-Schwachen. Er will „arm sein, um nichts zu verlieren“. Das tiefe östliche Grundgefühl gewinnt in ihm Gestalt: „Die Welt erobern wollen durch Handeln, mißlingt! Die Welt ist von geistiger Art, man soll nicht an sie rühren. Wer handelt, verliert sie; wer festhält, verliert sie.“ Er erkennt, daß es sinnlos ist, die Welt dadurch ändern zu

wollen, daß man Gewalt gegen Gewalt setzt. „Nur eins hilft gegen das Schicksal: nicht widerstreben.“ Aus der Bewegung wird eine Art Orden mit drei Gelübden: Armut, Keuschheit, Gleichheit. Eine Gruppe spaltet sich ab, ergibt sich der „heiligen Prostitution“, gerät in Konflikte mit der Staatsgewalt und geht unter. Die Aufrichtung eines eigenen Staates mit einem Priester-Königtum ist von kurzer Dauer. Der Ekel an den aus jeder Rebellion folgenden Greueltaten bringt Wang-lun zur Einsicht, daß Überwindung des Lebens und Leidens nur in der Ergebung zu finden ist. Schwach sein, ertragen, sich fügen in die Schläge des Schicksals: das ist der reine Weg! Dieses Buch Döblins endet mit der suggestiven Frage: „Stille sein, nicht widerstreben, kann ich es denn?“ Es wurde zur Zeit des ersten Erscheinens wohl in seiner eigentlichen Bedeutung kaum erfaßt. Es hat nicht nur über 35 Jahre hinweg seine Frische bewahrt, sondern heute eine ganz neue Zeitnähe gewonnen. Ist es zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß von diesem Werk geistige Fäden gehen bis zu Döblins jüngstem Werk „Der Oberst und der Dichter“, in dem es ja auch wieder um die Frage der Gewalt geht?

In seinem nächsten umfangreichen Werk „Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine“ (1918) sprang Döblin mitten hinein in die Zeit, in das Zeitalter der Maschine, hinein in die Weltstadt Berlin und zeigte die ganze Widersinnigkeit und Grausamkeit des modernen, auf Konkurrenzkampf eingestellten Lebens. In einer eingehenden Schilderung zeigt der Dichter die zu grotesken Folgerungen führende Seelenlosigkeit und Ausweglosigkeit der modernen Zivilisation am Schicksal des Fabrikbesitzers Wadzek. Die übliche Form eines stilgerechten, traditionellen Romans ist dabei völlig gesprengt.

Aus der Zeit springt Döblin in die Geschichte mit seinem großen zweibändigen Romanwerk „Wallenstein“, das 1920 erschien. Aus einer bunten Fülle von Einzelbildern und Figuren formt der Dichter ein großartiges Gesamtbild, das, fern jeder unechten Idealisierung seines „Helden“, doch alles menschlich Große wirklich groß erscheinen läßt. Das verwirrende Neben-, Mit- und Durcheinander, die Vielfalt der Kräfte und Gestalten während des Dreißigjährigen Krieges tritt bei Döblin stark hervor, im Gegensatz etwa zu der streng dramatischen Vereinheitlichung und Heraushebung bei Schiller.

Aus der Geschichte geht Döblin in den Mythos und die Utopie mit seinem umfangreichen Roman „Berge, Meere und Giganten“ (1924). Es gibt in der modernen Literatur wohl kaum ein Buch, das von so unheimlicher und aufwühlender Wirkung ist wie diese furchtbare Zukunftsvision, dieser qualvolle Angsttraum eines Untergangs der Menschheit. Der Dichter schildert die unserem Zeitalter drohenden Gefahren unter Androhung einer furchtbaren Rache der Naturgewalten. Die Menschheit geht um so sicherer unter, je weiter sie sich von der Natur entfernt. Die Technik ist das Verderben des Menschen. Sie führt folgerichtig zur Vernichtung von Erde und Mensch. Immer gewaltiger stürzen die Völker und Erdteile aufeinander los, um einander zu vernichten. Alle Individualität geht unter im Chaos des Kollektivs. In Katastrophen von ungeheurem Ausmaß geht die Menschheit zu-

grunde. Die vernachlässigte Natur erhebt sich in grausiger Rache und fegt alle Unnatur hinweg. Nichts vermag den elementaren Gewalten zu widerstehen. Der Dichter will hier der modernen Seelenlosigkeit und Mechanisierung des Lebens mit einem Aufwand letzter Anstrengung entgegenarbeiten. Er warnt und fleht, er droht und schreit, wie ein an der Rettung der Menschheit Verzweifelter es nur tun kann. Es steht dahinter der sehnstüchtige Ruf nach einem neuen Menschen. Wie dieser Mensch freilich aussehen müsse, das hat Döblin damals nur dunkel erfaßt. Darauf hat er erst jetzt, zwanzig Jahre später, seine — und zwar die einzig mögliche! — Antwort gegeben, vor allem in seinem „Unsterblichen Menschen“. Wie sehr hat die Zeit und die Entwicklung ins Zeitalter der Menschheitsbedrohung durch Atomkräfte hinein den beschwörenden Mahnungen und Drohungen Döblins recht gegeben! Auch diese Stimme ist damals, wie viele andere, ungehört verhallt und hat die Katastrophe nicht aufhalten können.

Unterdessen erstieg der Dichter die Höhe seines Ruhmes. 1925 wurde er als Mitglied in die „Preußische Akademie der Künste“ berufen. 1929 erschien das Werk, mit dem Döblin den größten Erfolg hatte (45 Auflagen innerhalb von zwei Jahren!) und durch das er auch weit bis über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt wurde: sein Großstadttroman „Berlin Alexanderplatz“ (Neuaufgabe im Verlag Harriet Schleber, Kassel, 1947). Dieser Roman wird allgemein als der große Wurf des Expressionismus angesehen, aber er ist gleichzeitig auch seine Überwindung. Man hat ihn einmal im Ausland einen „Markstein in der Geschichte der Weltliteratur“ genannt. Der Dichter gestaltet im Schicksal des Berliner Transportarbeiters Franz Biberkopf ein beispielhaftes Zeitgeschick und gibt gleichzeitig ein faszinierendes Bild der modernen Großstadt. Biberkopf ist ein Symbol für die Tragik des guten Willens, der gegen die moderne Großstadt nicht ankommt. Er kommt schließlich zu der bescheidenen Ansicht, daß man vom Leben nicht zu viel verlangen dürfe und es so, wie es ist, eben durchhalten müsse. Dem filmartigen, vom Tempo der modernen Weltstadt besessenen Verlauf der Handlung folgt man mit atemloser Spannung. Mit brutaler Offenheit sind alle Verirrungen und Scheußlichkeiten unseres Lebens beim Namen genannt. Über diesem Kampf des Menschen gegen die Mächte der Zeit lastet der düstere und quälende Schatten der Ausweglosigkeit, des Unentrinnbaren.

Wir müssen es uns hier versagen, auf andere kleinere Erzählwerke, auf zahlreiche Aufsätze und Essays, auf die dramatischen Versuche Döblins einzugehen. Zusammenfassend sei nur noch etwas zum neuartigen Stil und zur allgemeinen literarischen Kennzeichnung des Dichters gesagt.

Daß Döblin tatsächlich in einem neuen, revolutionären Stil schrieb, empfinden wir heute nicht mehr so stark wie dies vor etwa 20—30 Jahren der Fall war, als seine Werke erschienen. Er brach gründlich mit dem traditionellen Schreibstil, der sich im 19. Jahrhundert herausgebildet hatte. Bei Döblin kam es durchaus nicht mehr darauf an, daß etwas „schön“ und sozusagen „dichterisch“ gesagt wurde, sondern eher darauf, daß es wahrhaftig

war. Denn das moderne Leben, das Döblin mit einer wahren Besessenheit erlebte und schilderte, war alles andere als „schön“. Es war brutal, unerbittlich, rücksichtslos, aushöhlend und zermalmend. Um aufzurütteln und dieses ganze undurchdringliche Getriebe irgendwie zu packen und seine ganze Leere und Widersinnigkeit herauszustellen, genügten die bisherigen literarischen Stilformen nicht mehr. Also schrieb Döblin in einem neuen Stil, der oft gegen alle geheiligten Traditionen verstieß. Er berauschte nicht durch Wohlklang und schöne Worte oder hinreißende Formulierungen, sondern er packte die Menschen durch eine dem Film abgelauschte und wie ein Filmband ablaufende Darstellung. Die Sätze sind ohne Phrasen, Übergangslos aneinandergereiht. Der Dichter bedient sich gleichsam einer exakten Methode der Naturwissenschaft. Alle Verzierungen sind der Sprache abgeschlagen. Das Ziel ist nicht Verzauberung, sondern Entzauberung! Das alles mag bisweilen zu nüchtern erscheinen, aber es ist unbedingt wirklichkeitsnahe. Wir haben schon darauf hingewiesen (in dieser Zeitschrift, Juni 1947, S. 223), daß Wolfgang Weyrauch im Ringen um einen zeitentsprechenden Stil unserer Dichtung auf das Beispiel Döblins hinwies und ihn den „außerordentlichen Anreger und tumultuarischen Verwirklicher“ eines solchen realistischen Stiles genannt hat. Ohne Zweifel muß Döblin heute als einer der großen Erneuerer des europäischen Romans gelten, der eine Entwicklung, die sich heute vom amerikanischen Stil der Hemingway, Faulkner, Steinbeck u. a. her ausbreitet und als neue Errungenschaft gepriesen wird, längst vorweggenommen hat. Döblin selbst aber machte aus seiner Art zu schreiben nie ein Programm. Er bahnte einfach den Weg und ging voran. Er schrieb heute so und morgen so. Er schreckte nicht davor zurück, sich selbst zu widerlegen. Er schritt immer über sich selbst hinweg. Er ließ sich auf nichts festlegen und überaschte stets von neuem durch eine völlig freie und souveräne Handhabung der Stilmittel.

Döblins Ideal vom Dichter war nicht das einer zeitfernen Abseitigkeit und versponnenen Einsamkeit. Er fühlte sich als Aktivist durchaus vom Tempo unserer Zeit getragen und erfüllt. Er griff selbst in den Tageskampf ein. Er war aggressiv, extrem, revolutionär. Er geißelte unbarmherzig die gesellschaftlichen Mißstände, ließ seine Kampfrufe ertönen und fürchtete keine noch so bissige Kritik. Er schrieb seine Dichtungen nicht auf einem geruh-samen Landsitz, sondern, wie er selber einmal bekannte, „auf der Hochbahn, bei Nachtwachen, in der Unfallstation, zwischen zwei Konsultationen, auf der Treppe“. Seine Stärke ist die Einzelsituation, mit Einschlag ins Groteske, Ungewöhnliche, ja auch bisweilen Krankhafte. Bild um Bild erwächst bei ihm das wirklichkeitsgetreue Gesamtbild. Als Kassenarzt im Osten Berlins, mitten unter den Proletariern, kannte er die Menschen. Er litt mit ihnen, er war Arzt mit Leidenschaft, um den Armen zu helfen. Er verlangt oft keine Bezahlung, sondern läßt heimlich einem armen Patienten noch Geld in die Tasche gleiten. Dieses Ethos erfüllte ihn auch als Schriftsteller. Auch als Dichter wollte er stets Arzt sein!

Döblin zählte als Schriftsteller vor 1933 zur „progressiven Gruppe“ der deutschen Literatur — im Gegensatz zur humanistischen und feudalistischen, wie er sie selbst in seinem Aufsatz „Die Utopie von 1933 und die Literatur“ (Das goldene Tor: 1. Jg., 2. H., Okt./Nov. 1946, S. 145) beschreibt: „Es ist eine große Gruppe, welche rabiāt entschlossen ist, ihre eigene Sprache zu reden und zu eigenen Formen zu gelangen. Sie versucht. Sie experimentiert. Es kommt ihr nicht darauf an, Fertiges und Gebilligtes hinzustellen; denn das Heute ist nicht fertig. Sie will traditionslos echt, und zwar ich- und zeitgerecht sein. Sie meidet alle vorbereiteten Themen, aber wenn sie welche anfaßt, nähert sie sich ihnen mit rigoros moderner Fragestellung. Sie vermeidet oder persifliert den Schreibstil. Sie imitiert in keinem Fall. Geistige Revolution steckt ihr im Leib, und um 1933 hat sich eine Anzahl von Autoren der progressiven Gruppe dem Sozialismus und Kommunismus verschrieben . . . so ist die progressive Gruppe stadt-, ja großstadtgeboren. Sie ist der Technik und Industrie verbunden und leidenschaftlich an sozialen Fragen interessiert.“

Der Emigrant

Die einschneidenden politischen Ereignisse von 1933 zwangen Döblin zur Emigration aus Deutschland. Nicht nur wegen seiner jüdischen Abkunft, sondern auch wegen seiner schriftstellerischen Aktivität auf dem linken, parteifeindlichen Flügel, den man dann als „Entartete Kunst“ verdammt. Der Dichter stand bald auf der Liste der Verfeimten; seine Bücher wurden öffentlich verbrannt. Das Dritte Reich hatte keinen Platz mehr für ihn.

Die nächtliche Flucht Alfred Döblins war geisterhaft beleuchtet vom Schein des brennenden Reichstages. Er flüchtete mit seiner Frau und seinen vier Söhnen zunächst in die Schweiz, nach Zürich, abwartend, wie die Lage in Deutschland sich entwickeln werde. Da aber keinerlei Besserung, sondern zunehmende Verschärfung festzustellen war, ging er schließlich im August 1933 nach Frankreich, wo ihn Freunde liebevoll und hilfsbereit aufnahmen. Frankreich wurde ihm zweite Heimat, bis schließlich der Krieg ausbrach und die vorrückenden deutschen Truppen ihn auch von dort wieder vertrieben. Mitten im Chaos des Zusammenbruchs flüchtete er 1940 zunächst nach Portugal und von Lissabon aus im September des gleichen Jahres nach Amerika.

Fünf Jahre lebte und arbeitete er dann in Hollywood, in Kalifornien. Eine ganze Kolonie ausgewanderter deutscher Schriftsteller fand sich dort ein. Unter ihnen waren: Heinrich und Thomas Mann, Franz Werfel, Alfred Neumann, Bruno Frank, Lion Feuchtwanger. Der Dichter selbst bezeichnete diese Zeit als schwer, aber fruchtbar.

Als einer der ersten kehrte Döblin im November 1945 nach Deutschland zurück, nicht nach Berlin, sondern nach Baden-Baden, wo er seitdem in einem Kulturamt der Französischen Militärregierung tätig ist. Wie er selbst im Gespräch bekannte, ist er aus Pflichtgefühl aus Amerika zurückgekehrt, um sich

„nützlich zu machen“. Er hatte das Empfinden, daß er gebraucht werde, und wollte zeigen, daß er uns nicht aufgeben habe.

Was hat Döblin in den 12 Jahren seines Leidensweges als Emigrant an neuen Werken geschrieben? — Während seines Aufenthaltes in Zürich kam zunächst ein schon 1931/32 geschriebenes, umfangreiches naturphilosophisches Werk „Unser Dasein“ heraus. Es schließt unmittelbar an ein kleineres, 1925 erschienenenes Werk „Das Ich über der Natur“ an. Beide Werke kreisen um den inneren Zusammenhang und Sinn in der Natur, um ihr Dunkel und Geheimnis. — 1934 erschien im Querido-Verlag, Amsterdam, der schon in Deutschland 1932 begonnene satirische Roman „Die babylonische Wanderung“, der die Flucht eines babylonischen Gottes aus dem Götterhimmel und seine irdische Wanderung beschreibt. Das Ganze ist phantastisch und oft burlesk in der Schilderung der Abenteuer dieses Gottes unter den Menschen an den Stätten seiner zerfallenen Tempel. Dieses Buch ist eine Mischung von Tragik und Humor. — Es folgte ein kleiner, 1934 in Paris geschriebener Roman „Pardon wird nicht gegeben“ (erschieden 1934 im Querido-Verlag, Amsterdam). Er schildert — aus eigenen Erlebnissen des Dichters erwachsen — ein Familiendrama. Ein Sohn muß eine vaterlose Familie ernähren und erhalten und verliert dabei sein eigenes Leben.

In den fruchtbaren Jahren in Amerika schrieb der Dichter einige umfangreiche und bedeutende Romanwerke. Aus den Jahren 1934/35 stammt der dreibändige Südamerikaroman „Das Land ohne Tod“ (erscheint bei P. Keppler, Baden-Baden). Er enthält eine farbige und spannungsreiche Geschichte der Jesuitenrepublik Paraguay. Dabei bewegt den Dichter vor allem die Frage, warum solche Versuche, die christliche Lehre in die irdische Wirklichkeit eines Gottesstaates umzusetzen, zum Scheitern verurteilt sind. — Von 1936 bis 1940 schrieb Döblin an dem seit langem von ihm geplanten und vorbereiteten vierbändigen Romanwerk „November 1918“ (wird im Verlag Karl Alber, München, erscheinen). „Die Geschichte einer deutschen Revolution“ heißt der Untertitel. Der erste Band wurde 1939 bereits in Amsterdam veröffentlicht. Die zentrale Figur ist der aus dem Krieg heimkehrende Gymnasiallehrer Friedrich Becker, der nach einer tiefgreifenden inneren Wandlung inmitten der Stürme der Revolution zum Glauben findet. Döblin nimmt in dieser Gestalt, wie er selber bekennt, seine eigene Entwicklung vorweg. Der Roman wirft die Frage auf: Was war falsch an der deutschen Revolution von 1918? Und damit stößt er zu den Fragen vor, die uns heute, da es um einen ähnlichen Neuaufbau wie 1918 geht, beschäftigen müssen. Schon deswegen darf man dem Werk mit Spannung entgegensehen.

Die neuen, in der Emigration geschriebenen Werke Döblins zeigen auch im Stil eine merkbare Wandlung. Ausdruck und Stil sind ruhiger und abgeklärter geworden. Als der Dichter in einem Gespräch (vgl. „Documents“ 3/47) gefragt wurde, ob er die in „Berlin Alexanderplatz“ angewandte Technik endgültig aufgegeben habe, antwortete er lächelnd: „Gewiß, es gibt keinen festen

Stil. Der Stil entwickelt sich. Es gibt übrigens mehrere moderne Stile. Jedes Buch erfordert den seinen. Jeder Gegenstand verlangt einen ihm eigentümlichen Stil.“

Der „Neue Mensch“

Solche Wandlungen des Stils treten aber zurück hinter der eigentlichen Wandlung des Menschen Döblin. Es ist keine geringere als die vom naturwissenschaftlichen Naturalisten und antireligiösen, radikal-sozialistischen Aktivisten zum gläubigen Christen. 1941, genau in demselben Jahre, in dem Josef Nadler in seiner „Literaturgeschichte des deutschen Volkes“ (4. Bd., S. 229) noch schrieb, Döblin sei „einer von den neumodischen Gottlosen“, hat sich der Dichter in Hollywood zur katholischen Kirche bekannt.

Der Beginn seiner inneren Umkehr liegt in der Zeit des Zusammenbruchs in Frankreich. Er sagt darüber selbst (Dokuments 3/47): „Diese Zeit fällt mit meiner inneren Krise zusammen! Der Zusammenbruch, die Katastrophe hatten mich tief erschüttert. Ich habe meine Hinentwicklung zum Christentum in meinem Buch ‚Der unsterbliche Mensch‘ eingehend geschildert. Es ist ein echter Dialog, die Entwicklung des Materialisten, der ich war. Ja, wahrhaftig, die Eindrücke der Katastrophe waren der Beginn meiner Bekehrung. . . . Ich hatte bis dahin an der Oberfläche gelebt, an der Peripherie der Dinge.“ Unter den Manuskripten des Dichters befindet sich auch ein bisher unveröffentlichtes Stück einer Autobiographie „Schicksalsreise in Frankreich 1940“. Es enthält Aufzeichnungen über die innere Wandlung des Menschen Döblin aus der Zeit des Kriegsbeginns in Frankreich.

Das Exil war für den Dichter die Zeit einer ernsten Auseinandersetzung mit dem Christentum. „Döblin spricht mit tiefem Ernst über diese Zeit, in der er, der Naturwissenschaftler und Arzt, in mönchischer Einsamkeit und Abgeschiedenheit, nur von einigen Büchern umgeben, lebte. Wieder und wieder las er die Bibel, studierte die Werke von Thomas von Aquin, des Bonaventura, des Augustinus, die Schriften Loyolas und Kierkegaards.“ („Besuch bei A. D.“, in: „Das Luxemburger Wort“, 13. 6. 47.) Der Dichter selbst hat sich über diese Wandlung eingehend geäußert: „Es war 1940, nachdem meine Familie und ich aus Paris vor den nachdringenden Heeren und der Überschwemmung durch die Nazis nach Süden versprengt worden waren. Ich landete in Mende. Aus dem Flüchtlingslager rettete ich mich täglich in die Kathedrale. Ich hatte viel studiert, viele Bücher geschrieben: all dies nützte mir gar nichts! Ich hatte nur an der Peripherie der Dinge gelebt. Ich las viel Kierkegaard, dann in USA die ‚Summa‘ des Thomas von Aquin. Ich erfaßte so mancherlei, was ich früher nie gekannt hatte. Von all dem ahnten meine Freunde und Bekannten, die in mir weiterhin den Alten sahen, nichts. Sie wollten oder konnten mir nicht folgen. Wir hatten uns zu tief in den Naturalismus verrannt, uns auch zu viel mit Nietzsche eingelassen. Das Amoralische war Trumpf. Unser Humanismus war schwach und morsch. Unzulänglich bleibt die nur politisch-wirtschaftlich-materialistisch-marxistische Einstellung

gegenüber den Geheimnissen des Lebens. Sie erfaßt zu wenig vom eigentlichen Menschen und damit auch zu wenig von der wirklichen Welt. — Dann erschloß mir Thomas von Aquin jene Welt mittelalterlicher Theologie und Philosophie, von der wir früher glaubten, keine Kenntnis nehmen zu brauchen. Was es heißt, eine Welt neu als Gotteswelt zu erleben, zu einer Gotteswelt zu gelangen, davon kann nur derjenige sich ein Bild machen, der selber diesen Weg gegangen ist. Man lag am Strand, wühlte im Sand herum und wurde plötzlich ins Meer hinausgeworfen, hoffnungslos, verzweifelt — und wird schließlich an ein wirkliches Land getrieben! Ich bin gewiß, daß in der christlichen Lehre die Kräfte liegen, die die Verwüstung von heute aufhalten können. Diese Lehre ist der ewige Jungbrunnen. Aus ihm kommt, wie es verheißen war, das Wasser, nach dem die Menschheit dürstet. Es wird eine Generation entstehen, die ihre Kräfte aus dieser Wahrheit und ihren uralten Lehren zieht und mit ihnen wieder einmal an den nie vollendbaren Bau unserer Menschheit herangeht.“ (Mitgeteilt von Friedrich Baser in der „Ortenauer Zeitung“ vom 14. 3. 47.)

Das Ergebnis dieser inneren, in schweren Kämpfen und Leiden errungenen und gereiften Wandlung ist: Alfred Döblin — der „Neue Mensch“, der „den alten Menschen samt seinen Taten ausgezogen und den neuen Menschen angezogen hat, der sich nach dem Bilde seines Schöpfers erneuert zur vollen Erkenntnis. Da heißt es nicht mehr Heide oder Jude, Beschnittener oder Unbeschnittener, Barbar oder Skythe, Sklave oder Freier, sondern: Christus ist alles und in allen.“

Das persönlich wie zeitgeschichtlich ebenso bedeutsame Dokument dieser Wandlung besitzen wir in Döblins Buch „Der unsterbliche Mensch“ (280 S., Karl Alber, Freiburg i. Br. 1946). Dieses „Religionsgespräch“ wurde 1940 begonnen und 1943 in Hollywood vollendet. Es erschien als erste Gabe des heimgekehrten Dichters in Deutschland. In diesem Buch läuten die Glocken der Heimkehr zu Gott! Es ist ebenso eine Rechtfertigung vor sich selbst wie vor der Welt. Aber da Döblin immer in besonderer Weise Exponent seiner Zeit war, wird es gleichzeitig zu einer bedeutungsvollen Auseinandersetzung mit den religiösen Problemen unserer Zeit. In dieser doppelten Bedeutung muß man dieses Werk sehen. Es ist ein Buch harten Ringens, aber auch einer klaren Entscheidung. Ein erschütterndes Gericht über sich selbst, aber auch über die Gottferne unseres modernen Lebens. Dem trotzigsten Wort Nietzsches „Gott ist tot!“ hat Döblin in einer sieghaften und überzeugenden Weise sein „Gott lebt!“ entgegengestellt und damit eine geschichtliche Entwicklung zu Ende geführt, indem er ihren rasenden Sturz in den Abgrund aufdeckte und sie dadurch überwand. Es ist die Überwindung der modernen Naturwissenschaft durch das christliche Denken. Dieses Buch ragt auf als ein Fels der Hoffnung und Rettung inmitten des sturmgepeitschten und wildbewegten Ozeans der Verzweiflung und Ratlosigkeit, in den der Mensch unserer Zeit geworfen ist.

„Der unsterbliche Mensch“ ist ein Gespräch zwischen einem Älteren und einem Jüngeren, das heißt hier: ebenso zwischen dem heutigen und dem früheren Döblin, wie zwischen einem Christen und einem modernen Gottlosen. Es ist unmöglich, einen auch nur annähernden Begriff zu vermitteln von dem menschlichen Ernst, der Tiefe, der logischen Sauberkeit und der unbedingten Ehrlichkeit, mit der hier um die religiösen Probleme gerungen wird. Welche Fülle von menschlichen Einsichten und religiösen Erkenntnissen! Alfred Döblins „Unsterblicher Mensch“ gehört ohne Zweifel zu den ganz wenigen wirklich wesentlichen Büchern, die in Deutschland nach dem Zusammenbruch von 1945 erschienen sind. Man hat es mit Recht „ein epochales Buch“ genannt.

Der Jüngere macht dem Älteren den Vorwurf, daß er schwach geworden sei, vor dem Jammer des Lebens kapituliert habe, sich deshalb der Religion in die Arme geworfen habe und damit nun seine persönliche Freiheit aufgebe, die Rückständigkeit stabilisiere, „fossile Gedanken hätschle“ und Verat begehe an der gemeinsamen Sache. Döblin selbst stellt sich dem Kampf: „Da bin ich also, melde mich zur Stelle, angeklagt wegen Fahnenflucht, unter dem Verdacht, mich von der Kampftruppe der Macchiavell, Voltaire, Rousseau, Sorel, Goethe und Marx entfernt zu haben und zum Feinde übergegangen zu sein“ (12). Das Mißverständnis aber beruht, so erklärt Döblin, auf einer falschen Vorstellung von dem, was Religion ist. Sie ist keine Flucht ins Dunkel, keine Flucht aus der Zeit und aus der Verantwortung, sondern es handelt sich dabei um die Frage nach der Wahrheit. Zwischen Religion und Wahrheit besteht ein unauflösbarer Zusammenhang. Religion ist nicht das Erzeugnis eines primitiven, vorwissenschaftlichen Denkens, nichts Unvernünftiges und durch den Fortschritt der Wissenschaft Überholtes, sondern das Zentrum unseres Daseins. Religion ergibt sich als die einzig mögliche Grundhaltung des Menschen gegenüber der Wirklichkeit, wie sie ist. Sie ist nicht Betäubung, sondern Erwachen. Sie macht uns erst zu ganzen Menschen.

Damit ist die Grundlage gewonnen für die eigentlichen Fragen des Buches nach der menschlichen Existenz, nach ihren Gegebenheiten, ihrem letzten Grund. Sie wird erkannt als von einem geistigen Urgrund geschaffen. Die naturwissenschaftliche Erklärung der Welt ist ganz und gar unzureichend. Die Grundmerkmale der Welt werden herausgearbeitet. Die Existenz des Übels in der Welt aber entfacht einen „Prozeß des Menschen gegen Gott“. Woher Tod, Krankheiten, Leiden, Katastrophen, Verbrechen? Ist die Welt nicht viel eher sinnlos als sinnvoll? Döblin macht es sich hier keineswegs leicht mit der Antwort. Er schematisiert nicht, vertuscht nicht, täuscht nicht über Schwierigkeiten hinweg. Er versteht es vielmehr, dem heutigen Menschen eine so schwierige Wahrheit wie die Erbsünde an Beispielen aus Geschichte und Alltag klarzumachen. Der ursprüngliche Mensch ist der „unsterbliche Mensch“. Der heutige Mensch ist ein Mensch, der versagt hat, eine Degeneration des ursprünglichen. Aber die Lage ist nicht hoffnungslos. Es gibt eine Rettung! Durch göttlichen Eingriff. „Wir sind gerettet!“ — so

bekannt der Dichter für sich und die Menschheit. Die Rettung ist Christus! Den Ausschlag gibt seine Liebe am Kreuz, von der der Dichter so wunderbar tief schreibt: „Ich fühlte, ich sah: Solche Liebe ist möglich, aber nur in diesem Fall, bei diesem da, bei Christus. Eine unfassbare Liebe: Man kann sich zu dem Gedanken hinreißen lassen, man wird, ob man will oder nicht, zu dem Gedanken hingerissen: Er war kein Mensch. Man wird unversehens geneigt, gezwungen, alles, was von Ihm Göttliches und Übernatürliches berichtet wird, zu glauben, für möglich zu halten — wegen dieser Liebe, dieser alles menschliche Maß übersteigenden Liebe . . . Ich sage: Seine Liebe, dieses Übermaß von Liebe vor allem, in erster Linie, ist es doch, was so frappiert und wofür es kein Beispiel gibt“ (191/92). Und wenn der Dichter früher sagte: „Ich unterhalte mich weder über den Heiland noch über sein Christentum“, so bekennt er heute: „Ich will wirklich vom Heiland sprechen“, und drückt damit zugleich das Anliegen seines Buches aus. Der Dichter sieht heute seine Aufgabe darin, „das himmlische Wort“ auf seine Weise vor die Zeit zu tragen, um sie aus der Verblendung herauszureißen. Er will die Geheimnisse des Christentums, damit sie begriffen werden, „dicht an die alltäglichen Dinge und die Vernunft des Alltags führen. Das muß möglich sein; denn der Alltag, auch der Alltag, ist aus Gottes Hand“ (188).

Für Döblin als Juden war es wichtig, zu erkennen, daß Christus den Alten Bund überwand und der Neue Bund — das Christentum — die Erfüllung und Vollendung der Verheißungen des Alten Bundes ist. Er erkennt klar: „Die Vernunft leistet es nicht“, es muß Christus die Seele mit seiner Gnade berühren, wie er die Seele des Dichters berührte: „Mehr als Argumente, voller, wahrer, realer und darum mehr einleuchtend und überzeugend ist es, über die Jahrtausende hinweg, von Seinem Leben zu erfahren und den Tonfall Seiner Worte zu hören“ (200). Döblins Worte über Christus gehören zu dem Ergreifendsten, was in diesem Buche gesagt wird: „Es ist unnötig, von der alles übersteigenden Milde und Weisheit Christi zu sprechen — aber diese Milde ist niemals Schwäche und Bequemlichkeit —, von Seiner Wachheit und Seinem Heroismus. Hier führt uns Gott den Menschen vor, der unbeirrbar Gottes (aber nicht seinen privaten) Weg geht, — über den Tod hinaus. Dieser Mensch wird uns vorgelebt als der Mensch dieser Epoche. Wir erfahren aus ihm alles, sowohl über die menschliche Möglichkeit als auch über die Epoche. Uns fällt die imitatio Christi zu. . . . Christi Worte sind nicht einfach Worte, wie wir sie gebrauchen. Göttliche Worte haben einen anderen Charakter. Christi Worte stehen auf der Ebene der Schöpfungsworte, die die Welt ins Dasein riefen. Wenn Urworte Himmel und Erde entstehen ließen, so tönen die Worte Christi in die Welt, um sie aufzurichten und zu richten. . . . Christi Wort, in die Seele der dunklen, ringenden, bewußtlosen Menschenwelt gelegt, erleuchten, bewegen und richten. Sie geben den Prüfstein ab für jede beliebige Einzelwahrheit . . . , am Krankenlager der Menschen von heute stehen die Worte Christi. Sie helfen ihm, Mut zu fassen, zu vertrauen, weil er ‚Kind Gottes‘ ist““ (267/68).

So endet dieser Weg schließlich im Glauben des Christen. Er wird empfunden als ein Geschenk der Gnade. Im Glauben geschieht die Heimkehr zu Gott. Hier erfährt der Mensch das „Gefühl des Angelangtseins, des Heimgefundenhabens, die tiefe, unsägliche Freude, die Seligkeit, welche nicht von dieser Welt ist und Glaube heißt“ (261). So durfte der Dichter schließlich bekennen: „Mir kommt vor, ich habe eine lange Reise hinter mir, und kehre zurück.“ Alles löst sich in dem aus tiefer innerer Erschütterung geborenen Gebet: „Ich hebe meine Hände zu Dir auf. Ich grüße Dich. Ich danke Dir. Ich gebe mich Dir hin. Ich möchte ganz in Dir aufgehen. Nimm, Du Herrlicher, Du Himmlischer, Du Führer unserer Seele, nimm von meiner Seele alles, was nicht Liebe und Demut und Dankbarkeit ist, und verbrenne es. Laß es an der Urgewalt Deiner Liebe vergehen. Sprenge die Mauern meines Ichs. Führe mich ganz aus meinem Gefängnis heraus“ (258).

Der Zeitkritiker

Döblin ist immer ein geistvoller und scharfer Kritiker seiner Zeit gewesen. Und allen Befürchtungen derer, die in seiner Konversion zur katholischen Kirche so etwas wie eine kopfüber vollführte Flucht aus der Zeit sehen wollen, zum Trotz: Döblin ist Zeitkritiker geblieben. Wie seine Zeitkritik heute aussieht, das zeigt uns das bereits 1944 in Kalifornien begonnene und 1946 in Deutschland erschienene Werk: „Der Oberst und der Dichter oder Das menschliche Herz“ (196 S., Karl Alber, München). Es ist als eine grandiose Groteske, in zwangloser Abwechslung von Prosa und Reim geschrieben. Anders als mit der Groteske kann man dem Wahnsinn nicht mehr beikommen! Wie der Titel dieses Buches andeutet, handelt es sich um eine Auseinandersetzung mit dem Militarismus und den damit zusammenhängenden Fragen der Gewalt, Macht und Herrschaft. Das Werk ist so erstaunlich zeitnahe, als wäre es zwischen den Trümmern unserer zerstörten Städte geschrieben. In dieser Zeitnähe ist Döblin durchaus der alte geblieben. Neu aber ist hier die Sicht. Der Dichter sieht seine Zeit heute grundsätzlich als religiöser Mensch. Er bleibt nicht mehr bei Vorletztem stehen; er sucht dort keine Lösung mehr, sondern dringt ohne Umschweife bis zum Wesentlichen und Letzten vor. Er sieht das Zeitliche im Lichte des Ewigen. So kämpft er im Grunde heute um eine Verchristlichung der Welt.

Dieses Buch ist geschrieben in dem leidenschaftlichen Bemühen, den Militarismus zu überwinden durch die Gegenüberstellung mit dem Recht und mit der Liebe. Das Geschehen unserer Zeit stellt Döblin vor den doppelten Hintergrund der Menschheitsmythologie und der Weltgeschichte. Orpheus und Eurydike, Deukalion und Pyrrha, Niobe werden beschworen. Attila, Alexander, Napoleon werden die Ruhmeskränze eines angeblichen Heldentums und einer falschen Größe heruntergerissen.

Die schwere Frage nach dem Sinn des Weiterlebens und einer neuen Zukunft quält den Dichter nach zwei Kriegen und all ihren Furchtbarkeiten.

Das Land ist zerstört, die Menschen sind nicht weniger verstört. Das Naturrecht und Völkerrecht sind niedergetreten durch Vertragsbrüche, Tücke und Gewalt. Es wurde „Deutschland enthirnt, entwürdigt und entmannt, und das Resultat weiter zynisch Deutschland genannt“ (20). Der Dichter bekennt beschämt: „So tief waren noch nie die Sitten gesunken im Land der Dichter und Denker!“ (21) Damit stellt der Arzt Döblin zunächst das Krankheitsbild fest. Und die Heilung? Das „Urwaldtier, das sich in unsere Straßen verirrt“, muß wieder vertrieben werden. Wenn der Hinweis auf das verletzte Recht keinen Eindruck mehr macht, dann sollen es wenigstens die Hinweise auf die Opfer des Krieges tun. Der Dichter wird ein Mahner zur Umkehr. Sollte die grauenhafte Not und Zerstörung wirklich keine Besinnung herbeiführen? Neuaufbau kann nur geschehen aus den inneren seelischen Kräften der Liebe: „Nun sollen sie auf diesem Trümmerfeld vergleichen, was Flugzeuge, Bomben und Granaten erreichen, und was die Liebe, die vielverachtete, belachte Liebe verrichtet. . . . Es ist das Innerste, das innerst Innere der menschlichen Seele, das die Schwere und die Leere überwindet und alles vermag und sich alles verbündet, — die Liebe, die Himmel und Erde gegründet, die Liebe, die mit dem Glauben alsdann rufen und Berge versetzen kann“ (77/78). Wie der Untertitel des Buches zeigt, sieht der Dichter gerade in der Wiedererweckung des menschlichen Herzens sein Anliegen. Es darf eben nicht nur die Welt der Politik, der Diplomatie geben. „Es sind nicht nur die Staaten und ihre Geschichte, die unsere Welt halten und von der Stelle rücken“; es gibt noch tiefere, seelische Kräfte im Menschen, die wieder hervortreten und die Welt gestalten müssen.

Und nun wird der Dichter zum Gaukler und Zauberer und bedient sich der Stilmittel des Surrealismus. Er beschwört Menschheitsschicksale, holt Urbilder aus den Tiefen der Mythologie herauf und Gestalten aus der Menschheitsgeschichte. Werden sie zur Umkehr bewegen? Der Dichter wollte durch diese Zauberkunst das Herz des Obersten erweichen. Aber es gelingt nicht. Der Oberst wird unter den Trümmern seines zusammenstürzenden Hauses begraben, aber bekehrt hat er sich nicht. Da überfällt den Dichter die schreckliche Angst: „Er kommt wieder. Ihr ruht jetzt, täuscht euch nicht. Er kommt, er zieht sich zurück, aber er tritt wieder hervor. Freut euch eurer Häuser und Stuben und Betten, er kommt, um euch alles wieder zu nehmen“ (179/80).

Was also soll werden? Eins ist klar: von der Diplomatie, die Gewalt gegen Gewalt setzt, ist nichts zu erhoffen. Es hilft nichts, die Menschen und die Natur anzurufen. Helfen kann uns nur Gott! Und hier geht das Ganze über in ein Nachspiel im Himmel nach Art der mittelalterlichen Mysterienspiele, in ein Gespräch des Erzengels Gabriel mit Gott über die Ratlosigkeit und Hilfsbedürftigkeit des heutigen Menschen. Man kann es auch auffassen als ein sehnsüchtiges Gebet des Dichters zu Gott um Hilfe. Denn der Dichter wird nun selbst zum Propheten Gottes für seine Zeit.

Das aber ist am Ende die Botschaft Gottes an die Menschheit: „Sag ihnen, sie sollen Mich fürchten und fürchten. Sonst werd' Ich nicht auf-

hören, sie zu züchtigen. Denn Ich werde nicht von ihnen lassen, die Ich in meinem Ebenbild geschaffen, und werde sie nicht dem Tod überlassen. . . . Warne die Klugen, die glauben, Mir zu entgehen, indem sie Mich leugnen. Ich bin auch, ohne daß sie Mich beweisen. Warne die Reichen und die Gewalten, die Mich den Völkern unterschlagen und Mir den Sack ihrer Ungeerechtigkeit aufladen und tun, als wäre Ich mit ihnen verbündet. Sie sollen es ausbaden, das sei ihnen verkündet. Den aber, der zu Mir will, den lasse wissen: Ich werde ihn auf seinem Wege stützen. Ich werde den Weichen und Hilflosen führen. Er soll Mir vertrauen. Er wird nicht erliegen. Ich werde ihn stark machen. Er soll für Mich kriegen. Einen festen Panzer werde Ich um ihn fügen. Denn Ich will, daß Mein Wort auf Erden erschalle und daß sich um Mein Wort Streiter scharen, unerschütterliche, gerechte, tapfere, die für Meine Herrschaft auf Erden fechten und nicht vergessen, daß sie Menschen sind und verwehen und einmal vor Meinem Stuhle stehen, und Meiner von Herzen und in Demut gedenken! Ihnen will Ich den Frieden schenken, an den kein irdischer Plan und keine Eroberung führt . . .“ (195/96).

Eine Art Gegenstück zu „Der Oberst und der Dichter“ schenkte uns der Zeitkritiker Döblin in den beiden humorvollen Erzählungen, die unter dem Titel „Heitere Magie“ bei P. Keppler erscheinen. Neben der Erzählung „Reiseverkehr mit dem Jenseits“ steht da vor allem eine ebenso geistvolle wie phantasievolle und bissige Auseinandersetzung des Dichters mit dem Materialismus in der Form eines modernen „Märchens vom Materialismus“.

Als Zeitkritiker greift Döblin auch durch sein Wort unmittelbar in die Probleme der Zeit ein, wie eine seiner letzten Reden zeigen möge. Auf die Dauer konnte der Dichter, der so sehr in Berlin verwurzelt war, dem Wunsche, einmal das heutige Berlin wiederzusehen, nicht widerstehen. So fuhr er Anfang Juli 1947 (nach 14 Jahren!) zu einem Besuch nach Berlin. Diesen Besuch hat er in einem erschütternden Erlebnisbericht „Wiedersehen mit Berlin“ (vgl. „Die Zeit“: 2. 10. 47) beschrieben, der mit der Feststellung endet: „Hier ist die Vergangenheit gründlich liquidiert.“ Der Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands bereitete dem Dichter einen festlichen Empfang, bei dem ihn sein alter Freund Paul Wiegler herzlich begrüßte. Döblin sagte in seiner Antwort, die Bücher und Zeitungen, die heute erschienen, trügen alle ein falsches Datum, sie seien Jahrgang 1920 oder 1930, aber nicht 1947. Die Schriftsteller von heute sollten nicht den Ehrgeiz haben, „Avantgarde“ zu sein, sondern den, der Zeit zu ihrer Gegenwart zu verhelfen. Das Bewußtsein für die Zeit sei immer noch nicht da. Man solle nicht so viel an den Aufbau draußen denken, sondern an die Häuser, die man noch nicht in seinem Innern gebaut habe.

In einem großangelegten Vortrag sprach der Dichter dann im Charlottenburger Schloß über das Thema „Unsere Sorge: Der Mensch.“ (Wir folgen hier dem Manuskript, das uns der Dichter freundlichst zur Verfügung stellte.) Der Grundgedanke dieser Berliner Rede war der Vorrang der Person, des Individuums vor dem Staat und den Organisationen. Er begann mit

einem geschichtlichen Rückblick auf den Kampf zwischen Individuum und Gesellschaft in den letzten zwei Jahrhunderten. Dem durch eine jahrhundertelange Staatsanbetung geförderten Versuch der Auslöschung des Individuums durch die militärische Macht stellten sich — neben dem infolge Zersetzung durch Naturwissenschaft und Rationalismus immer schwächer werdenden Dauerprotest des Christentums — zwei große Bewegungen entgegen: Humanismus und Sozialismus. Sie versuchten den rapiden „Sturz des Menschen aus der Person in ein Maschinenteil“ aufzuhalten. Das bittere Ergebnis blieb schließlich der Klassenkampf und die Parteien, die selbst wieder den Fehlern der staatlichen Organisationen verfielen. Alle Bemühungen um eine ideale Gesellschaft müssen ergebnislos bleiben aus dem inneren Wesen der menschlichen Person heraus. Das Individuum geht eben über die Natur hinaus. Es gelingt auf Erden nur dann den Menschen zu einer stabilen Gesellschaft zu bringen, wenn man die Menschennatur zerstört. Es gibt kein irdisches Gleichgewicht des Menschen. Eine Erhöhung findet er nicht im Behagen, in Befriedigung und Genuß. So kommt der Mensch nicht zu sich selbst. Was aber bringt ihn weiter? Das Urchristentum zeigt den Weg. Hier weist Döblin wieder auf die Bedeutung des Christentums hin, auf „seine Lehren, die Worte, die aus dem heiligsten Munde kamen, und mit denen sich an Tiefsinn und Weite nichts vergleichen läßt, was sonst über die Menschen und ihre Beziehungen zur Gesellschaft gesagt ist“. Natur, Gesellschaft, Geschichte vermögen den Menschen nicht zu befriedigen, da ihn eine zeitlose Bewegung über Zeit und Geschichte und Natur hinaustreibt. „Die Individualität treibt ihrer Vollendung entgegen auf einer größeren, höheren Ebene als dieser Erde.“ Wachstum bringt der Person vor allem auch das Leid. „Das Trennende, das Auszeichnende an der menschlichen Artung, an der Humanität, ist die Divinität. Sie liegt in und über der menschlichen Existenz. Das Bild und Mysterium dafür ist Christus, der Gott-Mensch.“ Darum bleiben dem Menschen nur zwei Haltungen, die der Wirklichkeit gerecht werden, die erste: Demut, geboren aus dem Bewußtsein seiner Geschöpflichkeit. Die zweite: das Gebet, die betende Annäherung an die schöpferische Urmacht, mit der die Person ursprungsmäßig verbunden ist. Auf diesem Wege allein vollendet sich die Person. Das Ziel des Menschen ist da. Es braucht nicht erst durch irgend eine neue Philosophie erfunden oder entdeckt zu werden. Das Ziel ist im Wesen des Menschen begründet. Sein Wesen und Ziel erkennen und am Ziel festhalten, ihm entgegenleben, das ist es, was der Mensch unserer Zeit tun muß.

Eine eingehende und eindringliche Kritik unserer Zeit gab Döblin auch in seiner Schrift „Die literarische Situation“ (1947, P. Keppler, Baden-Baden). Es wäre zu wünschen, daß sich recht viele mit den bedeutsamen Gedanken über Entstehen und Entwicklung der nationalsozialistischen Utopie, über die literarische und geistige Auseinandersetzung im Deutschland der letzten Jahrzehnte, vor allem aber über die augenblickliche Lage nach 1945 und unsere Zukunftsmöglichkeiten beschäftigen. Besonders wichtig sind hier

die beiden Exkurse über Personen und Völker und über das Ich und die Gesellschaft. Diese Schrift bringt eine Fülle von tiefgehenden Analysen unserer Gegenwart und von fruchtbaren Erkenntnissen, wie etwa diese: „Eine neue Epoche der Metaphysik und Religion bricht an. Die Welt, vorher positivistisch und wissenschaftlich überklar, taucht wieder in das Geheimnis ein“ (48).

Der Schaffende

Der heute neunundsechzigjährige Dichter ist voller Pläne und gehört zu den rastlos und unermüdlich Schaffenden. Er ist heute Herausgeber der bedeutsamen Monatsschrift für Literatur und Kunst „Das goldene Tor“ (Verlag Moritz Schauenburg, Lahr). Sie will für Deutschland ein Tor zur Welt sein, „durch das die Dichtung, die Kunst, der freie Gedanke schreiten“ (Geleitwort). Sie will einen Überblick von hoher kultureller Warte aus geben. Sie ist erfüllt von Weltweite. Wenn man die Hefte der beiden ersten Jahrgänge überblickt, kann man nicht umhin, diese Offenheit und geistige Weite zu bewundern. Neben den ausgesprochenen Themen der Literatur und Kunst werden auch wichtige Zeitfragen nicht übersehen. Die Zeitschrift bringt zahlreiche Originalbeiträge aus der Dichtung unserer Zeit. Sie läßt dabei besonders die deutsche Emigration zu Worte kommen und fördert junge, noch unbekannte Dichter. Vor allem aber versucht sie etwas, was heute nur in wenigen Zeitschriften zu beobachten ist, nämlich eine Gestaltung der Hefte nach einer einheitlichen, verbindenden Idee. Immer wieder greift auch Döblin als Herausgeber in seiner Zeitschrift zum Wort.

Zu dieser Tätigkeit als Herausgeber einer Monatsschrift kommt die Mitarbeit am Südwestfunk, in dem Döblin oft zu geistigen Fragen der Zeit spricht. In der Sektion „Beaux Arts“ bei der französischen Militärregierung in Baden-Baden ist der Dichter in aufopferungsvoller und angestrenzter Arbeit heute ein warmherziger Förderer und Berater der Künstler und Schriftsteller und arbeitet dort außerdem an der kulturellen Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland. So steht er als Schaffender und schöpferischer Mensch heute mitten im lebendigen Strom unseres geistigen, so sehr aufbaudürftigen Lebens. Er nimmt ratend, führend, helfend und mahnend teil an den Auseinandersetzungen unserer Zeit. Er arbeitet mit allen seinen Kräften am Wiederaufbau der Welt.

Bei alledem ist er „von einer erstaunlichen Elastizität und Lebendigkeit, er steckt voll amüsanter Einfälle und Betrachtungen, die im Gespräch immer wieder heraussprudeln ... Dabei hat man das Gefühl, daß er sich keineswegs zersplittert. Er strahlt eine innere Harmonie und Ruhe aus, ein ‚Erfülltsein‘, das beglückt“ („Luxemburger Wort“: 13. 6. 47).

Der bisherige Weg des Dichters Alfred Döblin ist für uns eine hoffnungsvolle Verheißung des Kommenden. Unterdessen hat der Dichter seit seiner Rückkehr nach Deutschland einen neuen großen Roman geschrieben und 1946 beendet. Er trägt den Titel „Hamlet“. Er spielt in der Zeit nach

diesem Kriege. Es handelt sich um eine Familientragödie aus unserer unmittelbaren Gegenwart. Im Mittelpunkt steht ein schwerverletzter Heimkehrer, der auf der Suche ist nach den Kriegsursachen.

Eine besondere Verheißung aber scheint uns der Plan Döblins zu sein, den „Unsterblichen Menschen“ in einem ähnlichen Werk fortzusetzen, das, wie er sagt, vom christlichen Handeln und von der Kirche als dem mystischen Leibe Christi künden soll.

Wir haben versucht, die Stationen auf dem Wege Alfred Döblins aufzuzeichnen. Arzt und Aktivist, geistvoller Essayist und Zeitkritiker, Naturwissenschaftler und Philosoph, Dichter von Weltruf: das alles ist Döblin. Wir haben aber auch die große, entscheidende Wandlung dargestellt, die sich auf diesem Wege begeben hat. Denn dieser Weg ist ein Heimweg zur Kirche geworden. Er ist in die Straße eingemündet, von der die Dichterin Gertrud von Le Fort in ihren „Hymnen an die Kirche“ sagt: „Ich bin die Straße aller Straßen: auf mir ziehen die Jahrtausende zu Gott!“ Am Ende dieser Straße singt die Seele dankbar und jubelnd: „Du bist wie ein Aufblühen unserer Heimat... Du läutest mit allen Glocken unseren Ursprung, du läutest Tag und Nacht unsere ewige Heimkunft!“ Von Novalis, dem Dichter der unvergänglichen „Hymnen an die Nacht“, aber stammt das Wort, das in einem tiefen Sinn auch das Geheimnis von Weg und Wandlung des Dichters Alfred Döblin umfaßt und deutet: „Aber wo gehen wir denn hin? — Immer nach Hause!“

Das Schauspiel und die Moral

Von WERNER BARZEL S. J.

Derselbe Schiller, der die Schaubühne eine „moralische Anstalt“ nannte, hat anderswo gesagt: „Den Menschen moralisch auszubilden... ist zwar ein sehr edler Auftrag für den Dichter..., aber was die Dichtkunst mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr unmittelbar nur sehr schlecht gelingen.“

Es fällt uns nicht schwer, Schiller darin recht zu geben, daß die Aufgabe des Schauspiels und das Anliegen der Moral nicht zu rasch miteinander verquickt werden dürfen. Leider haben sich beide in unserer Zeit nicht selten so weit voneinander entfernt, daß Anstrengungen unternommen werden müssen, sie wieder zu einem schicklichen Einvernehmen zusammenzuführen. Aber wir wissen auch, daß man in diesem Bestreben zu weit gehen kann. So notwendig es bedauerlicherweise bisweilen sein mag, das Theater zurechtzuweisen, es bleibt uns doch selbst so segensreichen Unternehmungen wie einer „League of decency“ gegenüber ein leises Unbehagen, weil wir auch die entgegengesetzte Gefahr nicht verkennen können: ein doktrinäres und unduldsam eiferndes Muckertum. Das Theater ist nun einmal keine Lehrkanzel und keine Schule, es hat seine Besucher nicht wie in einer Unterrichtsstunde zu belehren, also auch nicht über Moral. Das Theater ist nicht dazu